

Hochschulforschung als Wissenschaftstheorie

Hansgünter Meyer
Berlin

1. Hochschulforschung – Probleme der Theoriebildung

Am Anfang dieser Betrachtungen zur Hochschulforschung steht die Erfahrung, daß das Objekt selbst, die Universitäten und Hochschulen, das Hochschulwesen, obgleich seit langem erfolgreich erforscht und durch eine ausgedehnte Literatur ausgewiesen, kein definiertes, konsistentes Objekt einer wissenschaftlichen Disziplin ist. Kriterien, die Hochschulforschung (im Sinne der Erforschung des Wesens und der Tätigkeit der Hochschulen) derart bestimmen, sind nicht aufgetaucht. Hochschulen können offenbar nur mit einer Batterie multidisziplinärer Analysen und Reflexionen, die disziplinär sehr verschieden zuzuordnen sind, als Objekt und Gegenstand wissenschaftlichen Interesses angegangen werden,.

Die Hochschulen sind soziale Großsysteme mit ebenso hochkomplexen inneren wie vielschichtigen externen Systembeziehungen. Was sie von anderen Kultur- bzw. Bildungseinrichtungen unterscheidet, ist ihr Verhältnis zur Wissenschaft. Davon ist zunächst auszugehen. Nun ist es seit Alphonse Candolle (1911, original 1873) keine Frage mehr, daß Wissenschaft und alle mit ihr gegebenen Zusammenhänge Objekte theoretischer Art sind. Auch die Begriffe dafür sind seit Jahrzehnten geläufig: Wissenschaftswissenschaft oder Wissenschaftstheorie oder Wissenschaftsforschung.

Wie nun kann man sich einen Prozeß der Theoriefindung vorstellen, der dazu führt, daß die Hochschulforschung zu einem mehr theoretisch-stringenten und disziplinär-konsistenten Vorgehen befähigt wird und über die bislang stark prägenden, konzeptionell wenig begründeten operativen und ad hoc Lösungen hinauskommt, die vielfach dazu führten, daß man

die gegebene Situation nur beschreibt und interpretiert und zu einer Vielzahl sich widersprechender Urteile gelangt, wovon die Literatur über Hochschulen voll ist. Andererseits *gibt es* theoretische Einstiege: Hochschule als Hochschulbildung – der kameralistische Ansatz – der Ansatz über Organisationssoziologie – politologische und verfassungsrechtliche Theoriebildungen – Indikatoren-theoretische Entwicklungen (z.B. bei den HIS-Recherchen – künftig verstärkt für Evaluierung, Akkreditierung) – aktuell: das Qualitätssicherungs-Konzept, entwickelt zu einem mit umfassenden Anspruch auftretenden Qualitäts-Paradigma – also: eine Menge komplementärer oder auch eklektischer theoretischer Ansätze, die zu befragen sind, ob man sie wissenschaftswissenschaftlich zusammenführen kann und wie – und zu welchem Nutzen?

Als wissenschaftstheoretisch zu bezeichnende Abhandlungen, Untersuchungen etc. füllen Bibliotheken, die Themen haben sich endlos verzweigt. Der von ostberliner Wissenschaftstheoretikern erarbeitete Doppelband „Wissenschaft – Das Problem ihrer Entwicklung“ (Kröber/Krüger 1988; vgl. Meyer 1996), der eine Übersicht und zusammenfassende Wertung der wichtigsten Hauptvertreter und Hauptlinien gibt, berücksichtigt auf ca. 800 Seiten Text ca. 1000 Autoren, davon etwa 30 international führende Vertreter, denen relativ ausführliche Untersuchungen gewidmet sind – und fast 1000 indizierte Fachbegriffe in den Texten. Demgegenüber erbrachte eine Auswertung (Suchrecherche) in der Bibliothek des Wittenberger Instituts für Hochschulforschung, die die Hochschulforschung zumindest seit 1996 gut ausweist, 60 Schlagworterwähnungen „Wissenschaftstheorie“ bei 38 Hauptsachtiteln unter insgesamt erfaßten 12.734 Hauptsachtiteln. (Das Schlagwort Wissenschaftstheorie wurde nur vergeben, wenn sich die Veröffentlichung inhaltlich damit beschäftigt; die Verwendung wissenschaftstheoretischer Methoden in Untersuchungen u.ä. ist dadurch nicht ausgewiesen.) Mit dieser Recherche soll nichts Abträgliches über die Professionalität und wissenschaftliche Gründlichkeit der dort gespeicherten Hochschulforschung gesagt werden, wohl aber unterstützt sie den Eindruck, daß der Reichtum der wissenschaftstheoretischen Forschung in Anwendung auf die Hochschulforschung noch ziemlich unerschlossen ist.

In der wissenschaftstheoretischen Literatur haben sich etwa folgende Arbeitsgebiete herausgebildet, die sie als eine integrative Fachrichtung (sicher nicht als konsistente, ganzheitliche Wissenschaftsdisziplin) strukturieren:

- Wissenschaftswachstum,
- Wissenschaft und Gesellschaft, Wissenschaftspolitik,
- Wesen des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses, die Logik von Sprache und Erkennen,
- der wissenschaftliche Arbeitsprozeß – die Genese und Nutzungswissenschaftlichen Wissens – Wissenschaft und Praxis,
- die Selbstorganisation der Wissenschaftler, Kommunikation, Kooperation, Vernetzung, Koautorenschaften, invisible Colleges, die wissenschaftliche Community,
- die Institutionalisierung von Wissenschaft,
- Wissenschaftsmetrik (international: Scientometrics), Outputs per scientists, Science Indicators,
- Wissenschaftliche Potentiale, Kapazitäten, Ressourcen,
- Wissenschaft in der Geschichte.

Diese Aufgliederung ist etwas willkürlich; sie ließe sich leicht durch hier unbegriffene Arbeitsrichtungen untergliedern, die ihre Akteure auch als ein mehr oder weniger eigenständiges Hauptgebiet ansehen würden. Umgekehrt jedoch lassen sich weitere speziellere Arbeitsgebiete zwanglos in diese Klassifizierung einbringen. Die Schwierigkeit, Wissenschaftssoziologie in diese Reihe einzubringen, besteht darin, daß die Wissenschaftssoziologie keine aditiv/parallele, sondern eine (“senkrechte”) Matrix-Zuordnung erfahren müßte, da sie mit allen Arbeitsgebieten bereits methodologisch-integrativ verbunden ist. Wissenschaft als ein sowohl soziales wie kognitives Phänomen ist eben apriori und immanent “soziologiehaltig” (Meyer 1996, bes. S. 141-144).

Die Frage stellt sich, wie sich die Hochschulforschung, eventuell auch die Hochschulbildung und Hochschulpädagogik als ein dezidiert wissenschaftssoziologisches Unternehmen einordnen würde. Sie könnten – schon ihrer Komplexität wegen – sich leicht als weitere Hauptgebiete bestimmen. Denkbar wäre auch, sie ebenfalls “matrix-dimensioniert” zuzuordnen, denn alle aufgeführten 9 Arbeitsgebiete lassen sich auf die Hochschulen “anwenden” – oder in umgedrehter Blickrichtung, bei jeder Analyse der Hochschulen bzw. Hochschulbildung treten Fragen auf, die von diesen Arbeitsgebieten (teil)beantwortet werden können. – Wie immer: Es erscheint indes bislang so, daß die tonangebenden Hochschulforscher sich nicht dezidiert als Wissenschaftswissenschaftler bzw. Wissenschaftstheoretiker verstehen und sicher nicht so leicht für eine solche

Selbstbenennung zu gewinnen sind. Dieser Trend ist als umkehrbar zu betrachten.

2. Forschung als wissenschaftstheoretischer Begriff: die Forschungssituation

Wissenschaftstheoretisch gesehen resultiert der Vorgang der Neuschaffung von Wissen prinzipiell aus einem kontinuierlichen Prozeß der (innovativen) Problemgenerierung und ihrer darauf folgenden Problemlösung. Dieser Vorgang benötigt ein Potential an menschlichen und technischen Ressourcen, die eine kritische Masse nicht unterschreiten dürfen.

Die Voraussetzungen des erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeitsprozesses (und das ist ein gravierender Unterschied zur gewerblichen Wirtschaft) werden realisiert durch Selbstorganisationsprozesse in den wissenschaftlichen Korporationen (die etwas anderes sind als behördlich gewährte Autonomie). Ihre Impulse erhalten sie durch die Qualifikation und Motivation der Akteure, ihre Qualität durch deren Erfahrung mit Forschung und Lehre. Eine entscheidende Komponente ist dabei die relative Kontinuität der Bearbeitung von Themen im "Frontbereich" des grundlagenwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts. Der Akzent der Problemgenerierung liegt auf der "Bearbeitbarkeit", also darauf, daß das zu lösende Problem in diesem Sinne thematisch und methodisch soweit eingegrenzt ist, daß die kognitiven und methodischen, die personalen wie technischen Ressourcen hinreichend sind, um es anzugehen und schließlich lösen zu können. Handlungsziele wissenschaftlicher Akteure, wo sie als Wissenschaftler handeln, einzeln oder gebündelt, sind primär solche Antizipationen wissenschaftlicher Tätigkeit, die diesen komplizierten, vielschichtigen Prozeß der Problemgenerierung in seinen geistigen wie methodisch-technisch-praktischen Komponenten abklären helfen und bearbeitbar machen, ihn also als innovativen Arbeitsprozeß entwerfen und auszuführen anstehen.

Heinrich Parthey hat diesen Vorgang als die Herstellung (oder das Eintreten) einer "Forschungssituation" bezeichnet, empirisch unterlegt und theoretisch-begrifflich systematisiert. Diese von ihm gelieferte Beschreibung, die in der neueren wissenschaftstheoretischen Literatur leider nicht mehr auftaucht, mit einer Ausnahme, die Grit Laudel und Jochen Gläser beitrugen (Laudel/Gläser 1999), ist sehr gut geeignet, Klarheit über die Diffizilität des Forschungsprozesses zu schaffen und Illusionen über

das Phänomen “Forschung” abzubauen, ein Begriff, wie Mittelstraß meint, der einem schlimmen inflationären Bedeutungsverfall ausgesetzt ist (Mittelstraß 1994; 2001).

Bei Parthey heißt es: “Unter Forschungssituation werden Zusammenhänge zwischen Problemfeldern und Methodengefügen in der Forschung verstanden, die sichern, die Problemfelder mit Hilfe tatsächlich verfügbarer Forschungsgeräte methodisch zu bearbeiten. Dazu gehört die tatsächliche Verfügbarkeit ideeller und materieller Mittel zur Problembearbeitung, darunter vor allem die Qualifikation des (...) Personals (...) (bei Parthey noch: des wissenschaftlichen Kaderpotentials, H.M.), die Verfügbarkeit von Informationen und die Verfügbarkeit der methodisch geforderten Forschungstechnik“ (Parthey 1987, S. 97).

Der Aspekt der Ziel- bzw. Strategiefindung und -bestimmung als ein intellektuell-antizipierendes Geschehen von Forschung ist deshalb so entscheidend und zentral im Handeln wissenschaftlicher Akteure, weil eine aussichtsreiche Problemgenerierung, von der letztlich alles abhängt, ebensoviel Erfahrungstiefe wie Intuition verlangt, was man sich als ein umfassendes Ausgangswissen vorzustellen hat, das zunächst einmal zusammengetragen und zum Gegenstand eines entsprechend ausgelegten innovativen Arbeitsprozesses entwickelt werden muß. Damit ist der Erfolg von Forschung jedoch noch nicht gesichert. Bis zur definitiven Lösung des Problems und dem Vollzug seiner verschiedenen Verifizierungsstufen bleibt das Moment der Ungewißheit, das übrigens nicht mit dem aktuellen wissenschaftlichen Arbeitsergebnis endet, sondern sich zumeist fortsetzt in einer mehr oder weniger langen Phase der Rezeption und Anerkennung durch die wissenschaftliche Community (bzw. durch die praktischen Nutzer F&E-hochintensiver Ergebnisse). Gerade dieser Aspekt der Ungewißheit grundlagenorientierter Spitzenprojekte macht sie besonders unleidlich für die Anwendung von antizipierenden Erfolgs-Indikatoren.

3. Forschung: Sicherung von Invention und Innovation

Das Wesensverständnis von Wissenschaft ist, was schon semantisch im Begriff selbst liegt, daß sie ein fortschreitend Wissen erzeugendes kognitives System ist. Das ist eine doppelte Bestimmung: Ein *System von Wissen* und eine “*Wissensmaschine*”, die Wissen erzeugt. Dieses historisch

fundierte Verständnis muß nicht mehr bewiesen werden, es ist heute ein Faktum des common sense.

Wenn, was daraus folgt, der wissenschaftliche Arbeitsprozeß, aus dem sich alles abzweigt, als der essentielle, wissenschaftlich genuine Vorgang verstanden wird, Wissen als System zu kumulieren und dabei neues Wissen zu schaffen, dann sind, was an den Universitäten und Hochschulen existiert, sowohl der Lehrbetrieb als auch die Forschung, zwei fundamentale, nicht ablösbare genuine Formen des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses, ein inneres, zweipoliges „Betriebssystem“, Ausgangspunkte hochschultheoretischer, wissenschaftswissenschaftlicher Konzeptualisierungen, die Hochschulzustände erklärbar machen.

Zum Für und Wider um Wilhelm von Humboldt: Mit Blick auf aktuelle Streitfragen wollen wir betonen, daß Forschung und Lehre, in dieser Kopplung und Parallellität/Zweipoligkeit, keine sowohl veraltete, wie etwa falsch oder überbewertete Humboldt-Idee sind.

Man darf ihre von Humboldt zum Credo erhobene Einheit nicht auf eine einsame individuelle Genieäußerung reduzieren, man muß sie als eine Konsequenz verstehen, die sich zu seiner Zeit – hier etwa die Periode 1770 bis 1810 – objektiv und keineswegs willkürlich aus dem Tempo der Herausbildung der Geisteswissenschaften durch die diversen „Schübe“ des Aufklärungszeitalters und ferner durch die rasante Diversifizierung medizinischer und naturwissenschaftlicher Versuche, Arbeitsrichtungen bzw. Disziplinbildungen ergab. Wilhelm von Humboldt antizipierte scharfsichtig die Konturen einer durchgehenden Verwissenschaftlichung menschlichen Seins und gesellschaftlicher Tätigkeit und gelangte für die Universitäten zu einer klassischen Verallgemeinerung, die zurückzunehmen es bislang keine Veranlassung gibt. Die Grundlage seines Konzeptes ist das Verständnis von Wissenschaft als Bildung und die innere Verwobenheit von Bildungsfortschritt und Wissenschaftsfortschritt (W. v. Humboldt 1993, original 1810). Alle in der Publizistik bekanntgewordenen Versuche „über Humboldt hinaus“ gingen nur an ihm deutlich vorbei.

Nach dieser Feststellung ist über den nächsten Schritt zu entscheiden: was interessiert den Wissenschaftswissenschaftler am Verlauf und Resultat des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses (Wissensaneignung, Wissensgenerierung) am ehesten? Die *Weiterbildung* des kognitiven Systems selbst, die Erhaltung und Steigerung seiner Inventions- und Innovationsfähigkeit, die *Möglichkeiten* seiner Verwertung, die *Effizienz* von Wissensgenerierung und -verwertung. Das sind drei selbständige Fragestel-

lungen und drei selbständige Betrachterstandpunkte. Man muß annehmen, daß jemand, den intensiv die Frage der Effizienz von Wissensgenerierung und -verwertung – inklusive ihrer „Qualität“ – beschäftigt, auch ebenso intensiv die Weiterbildung des kognitiven Systems selbst, die wissenschaftliches Wissen erzeugende Wissenschaftsmaschine beschäftigen muß. Die Prozeduren, die den großen Apparat der Universitäten und Hochschulen in ihrer Ergiebigkeit, exzellentes Wissenschaftswissen zu erzeugen, wirksam revitalisieren, insbesondere ihre Fähigkeit, perspektivreiche Forschungsprobleme hervorzubringen und sie in einer umsichtig herbeigeführten Forschungssituation zu lösen.

4. Steigerung von Effizienz und Effektivität als Reformdenken: drei erratische Konzeptansätze im Reformdenken

Bekanntlich sind die Konklusionen, die aus derartigen Einsichten gewonnen werden, so gradlinig nicht. Der Mainstream der Reformdiskurse und –kontroversen hat den Weg eingeschlagen, nicht den wissenschaftlichen Denkfortschritt per se zu thematisieren und in den Mittelpunkt zu stellen, sondern ihn über den Verwertungsprozeß seiner Hervorbringungen und deren Akzeptanz durch wissenschaftsexterne Nutzer anzugehen.

Wir thematisieren das, aus obigem folgend, als erratische oder fehlorientierende Konzeptansätze und üben Kritik am gegenwärtigen Reformdenken, weil es an essentiellen wissenschaftswissenschaftlichen Postulaten vorbeigeht. Dabei soll im Rahmen dieses Beitrages keine Gesamtwertung der zu internationalen Dimensionen ausgewachsenen Qualitätssicherungs-Politik geboten werden. Das Anliegen unserer Wortmeldung ist etwa als eine Standort-Kontroverse zu bezeichnen, d.h. aus einem anderen Standort ergibt sich ein anderer Blickwinkel auf Hochschulbelange.

Dieser „andere Blickwinkel“ meint zu erkennen, daß die anstehenden Reformen der Universitäten und Hochschulen nicht auf den Generalnenner des Qualitäts-Sicherungs-Managements gebracht werden dürfen, nicht weil es etwa unrichtig wäre, hohe Qualitätsstandards zu fordern bzw. durch Lenkungsmaßnahmen daraufhinzuwirken, sondern weil das Qualitätssicherungskonzept dort „endet“, d.h. in operative Geschäftigkeit umschlägt, wo die essentiellen Fragestellungen (wie sie von den wissen-

schaftstheoretischen Paradigmen bestimmt werden), eigentlich erst beginnen.

Es soll also über Konzeptansätze disputiert werden, die offensichtlich nicht zu Ende gedacht sind. Das mag sich vermessen anhören: wie könnten die zentralen Lenkungsorgane, die HRK und die KMK, assistiert von Hunderten hochschulerfahrenen Experten, zahlreichen Hochschulgremien, führenden Hochschullehrern, beraten von forschungserfahrenen Institutionen wie der DFG, irgend etwas nicht zu Ende durchdacht haben? Absurd. Wer sich aber die Paradigmen-Theorie von Thomas S. Kuhn zu eigen gemacht hat, wird ein solches Phänomen nicht so absurd finden, sondern nüchtern feststellen, daß das Denken in einem paradigmatischen Zusammenhang seine spezifischen Bezugsgrößen, Sichtweisen und Präferenzen aufspannt, wobei andere Aspekte eben außen vor bleiben, marginalisiert oder auch kontextualisiert werden.

Das Qualitätssicherungsdenken, jedenfalls so, wie es den gegenwärtigen Diskurs bestimmt, bewegt sich m.E. in einem Feld von Positionen und Voraussetzungen, in welchen sich drei erratische Grundannahmen ausmachen lassen: Diese sind in der hier gewählten Terminologie

1. das Mittelmaß-Syndrom als Grundlage der Reformbedürftigkeit der Hochschulen,
2. Invention, Innovation und Exzellenz der Forschung reduziert auf Qualitätssicherung,
3. die auf Marktwirtschaftlichkeit eingestellte Ressourcen-Depreciation als Steuerungsmittel.

Zu (1): Die Kritik an den deutschen Universitäten und Hochschulen, nahm Anfang der 80er Jahre die überraschende Wende, daß sie angeblich im Mittelmaß versanden. Das begann spektakulär mit dem Villa-Hügel-Gespräch, Essen, vom 19. September 1981, das der Stifterverband der deutschen Industrie veranstaltete und das inhaltlich stark geprägt wurde vom Auftreten des damaligen Präsidenten der Universität München, Wolfgang Wild, der kurze Zeit später bayerischer Wissenschaftsminister wurde (Stifterverband 1982). Eine kritische Fronde von (deutlich „wertkonservativen“) Hochschulakteuren bestand auf einem angeblichen Fehlen von Leistungsverhalten und von Spitzenleistungen. „herausragende Leistungen werden kaum mehr bewundert“, klagte Wild in einem Vortrag (WWP 1981: S. 6; vgl. auch Meyer 1986).

Dieser erratische Ansatz der Reformkontroverse folgt nun schon seit zwei Jahrzehnten der Vorstellung, daß die Massenbeschäftigung, die ar-

beitsrechtlich fixierte Tätigkeit einer nicht-professoralen Mitarbeiter-schaft, sowie das Massenstudium unverträglich seien mit der Wirksamkeit von Funktionseliten. An diesen fehle es, bzw. diese kämen nicht zur Wirkung.

Das Dilemma seither ist komplett: weder konnte man sich des Studentenbergs entledigen und damit einer hochstilisierten Überlast, die sich aus der Stagnation der Anzahl der Professoren und des Regression des unbefristeten Mittelbaus ergab, noch konnte man, bzw. wollte man aufhören zu forschen – mit Recht, die Universitäten und Hochschulen wären zu verschulden Fachhochschulen degeneriert und der Wissenschaftsstandort Deutschland weitgehend ruiniert worden. Die „Überlast“ der 80er Jahre ergab sich jedoch aus einer systematisch verengten Ressourcenlage – personell und materiell –, so daß, relativ zu den gegebenen Bedingungen, der falsche Schein der Massenuniversität noch immer den Reformansatz bestimmt.

Der zweite erratische Aspekt im gegenwärtigen Reformdenken begründet sich damit, daß, einmal in das Kritikmuster vom Mittelmaß, unzureichender Effizienz und fehlender marktwirtschaftlicher Selbstversorgung eingeschwenkt, die Zeitumstände, vor allem das immer mehr sich durchsetzende neoliberale Denken, eine Umkehr oder einen prinzipiellen Neuansatz verhinderten. Auch die Vorstellung „die Elite bringt“, die den Rest der 80er Jahre prägte, hatte sich rasch erschöpft. So versteifte sich der Reformdiskurs immer mehr auf die Idee (die schon 1983/84 strapaziert wurde), daß die marktwirtschaftliche Einbindung der Hochschulen drei wesentliche Reformeffekte bewirken werde: hohe Leistungsmotivation, Spitzenleistungen samt der sie erzeugenden Elite, iterative Ressourcenverträglichkeit durch Sparmaßnahmen und Marktkonkurrenzen.

“Die Zukunft der Hochschulen verheißt Warentest”, titelt Hermann Horstkotte (2001, S. 14f) unter Berufung auf den DAAD-Präsidenten Theodor Berchem. Allerdings, meinte Berchem, simulieren die Hochschulen die “Sprache der Wirtschaft” mehr, als sie wirklich schon praktizieren. Ihre “*traditionelle Lebenslüge*” sei die Behauptung ihrer Gleichheit in Leistung und Qualität.

Nun wird das aber weder als Lebenslüge noch gemeinhin als Tatbestand behauptet, denn jeder weiß, wie unterschiedlich Leistung und Produktivität in der Wissenschaft ausfallen. Wann und wo ist das je bestritten worden? Eher geht es schon um eine gewisse Unvergleichbarkeit wissenschaftlicher Hervorbringungen und um ein seit Jahrhunderten vorhan-

denes Bestreben nach Exzellenz der Erkenntnisse und bestgradiger Verwertung, ohne welche es moderne Wissenschaft gar nicht geben würde. Dennoch sind Differenzierungen unvermeidlich. Die marktwirtschaftliche Egalisierung von Wissenschaft einerseits und ihre Abstufung nach unterschiedlichen Marktwerten andererseits, verspricht dagegen eine Drehung um 180 Grad, einen Geniestreich des Zeitgeistes, woraus u.a. das Entstehen eines neuen Jahrhunderttyps von Hochschulen zu erwarten sei.

Es handelt sich wirklich um eine Wendung, aber in eine andere als die wissenschaftstheoretisch wünschbare Richtung, denn was nun gefordert ist, das ist marktwirtschaftliches und Dienstleistungs-Denken, nicht mehr primär das autogenerative Bemühen um exzellente endogene Wissenschaftsentwicklungen, die aus exzellenten endogenen Wissenschaftsentwicklungen gewonnen werden, sondern aus externem Verlangen, den Forderungen aus der Perspektive der Käufer, Verwerter, Anwender, Auftrags- und Geldgeber und ihre (angeblich) zu äußerster Perfektion getriebenen Qualitätsbestimmungen. Bemerkenswert, wie z.B. Ada Pellert nachdrücklich dafür plädiert, die Hochschulen mögen sich doch endlich anstrengen, selbst ein externes Sichtvermögen auf das eigene Tun zu gewinnen (Pellert 2001, S. 27).

Wenn man nun *den* (in unserer Zählung) *dritten erratischen Konzeptansatz* „Ressourcen-Depravation als Steuerungsmittel“ auf einen kurzen Satz bringen will, dann geht es in der Tat darum, daß Wissenschaftsunits (Hochschulen, Institute, Arbeitsrichtungen, Teams usw.) in ihrem Ertrag, ihrem Niveau, ihrer Effizienz ungleich sind. Die Frage ist nur: was folgt daraus?

Zunächst haben wir die paradoxe, aber reale Situation, daß man Effizienz und Effektivität gleich auf zweifache, sogar gegenläufige Weise steigern kann, durch *Ausgleich* der Unterschiede oder durch ihre *gezielte Vergrößerung*, letzteres mit der Wirkung, daß die Erfolgreichen erfolgreicher werden, während die weniger Erfolgreichen ans Ende des sich ständig verlängernden Leistungsspektrums geraten und immer schneller und immer sicherer aus dem Wissenschaftsbetrieb herausfallen.

Das Problem der (hochausgeprägten) Leistungsdifferenzierung in der Wissenschaft ist nicht neu. Der amerikanische Wissenschaftssoziologe Robert K. Merton, der weltweit vielleicht meist zitierte Autor seiner Fachrichtung, publizierte in „Science“ (1968) seine berühmt gewordenen Ansichten über den systemischen Vorteil der Besseren, der Fortgeschritteneren, der Führenden unter dem Titel "The Matthew Effect in Science:

the Reward and Communication System" (also etwa: Der Matthäus-Effekt – Wissenschaft unter den Bedingungen von Bewertung und Belohnung, vgl. auch Bonitz 1996). Die wenig später von Derek de Solla Price eingeführte weniger metaphorische Terminologie dafür lautet: The cumulative advantage (de Solla Price 1965, 1976). In der Tat: Vorteile akkumulieren sich, der Erfolg bestimmt den Erfolg, die Erfolgreichen werden immer erfolgreicher.

Weit vor Robert Merton und Derek de Solla Price datiert die metrische Verifizierung der Differenzierung des Erfolgs, die als Lotka-Effekt oder Lotka-Konstante in die Grundtheoreme der Wissenschaftsforschung eingegangen ist (Lotka 1926; vgl. Schorr 1975; de Solla Price 1974). Alfred J. Lotkas Entdeckung besagt, daß mit zunehmender Produktivität die Anzahl wissenschaftlicher Autoren logarithmisch abnimmt, so daß die über viele Jahrzehnte und für alle Regionen vorgenommenen Berechnungen eine beständige, niveaubestimmende Spitzengruppe von 15–20% aller wissenschaftlichen Autoren ausweisen (bzw. aller zitierten Autoren) – wissenschaftliche Akteure werden dabei nur als Autoren in international renommierten Medien wahrgenommen.

Was hier immer wieder verifiziert wurde, ist eine allgegenwärtige, schon eher naturgesetzliche Differenzierung, die nicht rückführbar auf Faulheit oder Motivationsmängel oder Managementfehler oder andere hochschulische Defizite ist. Alles, was das Qualitätssicherungs-Konzept als Operationsziele anspricht, trifft dafür nicht zu. Die Lotka-Konstante ist das allgemeine wahrscheinlichkeitstheoretische Maß, mit welcher Effektivität und Produktivität fördernde Komponenten wissenschaftlicher Arbeit zusammenwirken. Daß *dies auch durch Steuerungen und Managementpraktiken* geschieht, ist unterstellt. Es bleibt aber auch hier die Frage, wohin uns diese Einsicht führt.

Sollen den über marktwirtschaftliche Steuerungen oder wie immer durch Evaluierungen oder Akkreditierungen als weniger erfolgreich klassifizierten (faktisch disqualifizierten) Akteuren – d.h. für alle hier fraglichen (unteren) Bereiche des Lotka-Spektrum – die Subsistenzmittel mehr oder weniger einschneidend verkürzt werden – in der für ein nationales Wissenschaftssystem selbstmörderischen Annahme, je kleiner die Leistungselite, desto effizienter das Ganze? Las man bei Stölting (2001, S. 39), daß es ausreiche, in Deutschland zwei oder drei Eliteuniversitäten zu unterhalten, so ist jetzt schon die Rede davon, daß man sich ev. auf *eine* Eliteuniversität vom Niveau der Havard-University beschränken könne –

in Verkenning des Umstandes, daß der auf international führenden Niveaus agierende Anteil der amerikanischen Forschung etwa das Ausmaß des *gesamten* deutschen universitären und außeruniversitären Forschungspotentials hat.

Soll die von Barbara M. Kehm in 18 Thesen über „Grenzen der Evaluation von Qualität“ (Kehm 2001, S. 79ff) vorgetragene Problematisierung des Qualitätssicherungs-Syndroms eine Generalisierung erfahren, auf eine ganze Industrie von Evaluierungs- und Akkreditierungs-Agenturen bzw. -Kampagnen gegründet? Die Autorin läßt einerseits keinen Zweifel an der „Normalität“ der Qualitätsforderungen, sieht andererseits klar den erratischen Grunddefekt des Ganzen, daß wissenschaftlich relevante Bewertungskriterien „im Kontext von Kosten, Effizienz und Wettbewerb“ Qualität auf das reduzieren, „was weniger kostet, weniger Zeit benötigt und einen Wettbewerbsvorteil sichert“ (ebenda, S. 80).

Oder sollte nicht besser Kurs genommen werden auf eine „Humboldtsche Rückbesinnung“, die den exzellenten wissenschaftlichen Erfolg auf ein Höchstmaß wissenschaftlicher Bildung, auf wissenschaftliche Arbeit als Charisma und Passion, auf vollständige wissenschaftliche Freiheit beruhen ließ – und ihn mehr als ein Jahrhundert als geschichtliches Ereignis tatsächlich realisiert hat?

5. Rückführung der Kontroverse auf den wissenschaftswissenschaftlichen Ausgangspunkt

Wir hatten bei unseren Erwägungen oben den Ansatz gedanklich vorbereitet, daß die drei erratischen Reformansätze eine extrem gesteuerte Wissenschaftsverwertung in den Vordergrund rücken anstelle durchgreifender Strategien zur Generierung neuen Wissens und vertiefter „Wissenschaftsfähigkeit“. Das bedeutet aber, wissenschaftstheoretisch gesehen, den Forschungs- und Arbeitsprozeß maßgeblich auf eine rasche, effiziente Verwertung der erwarteten Resultate auszurichten und ihn in entsprechende Indikatorenbatterien aufzusplitten.

Damit sind aber einmal mehr die Adressaten der großen behördlichen Qualitätssicherungs-Initiative *gerade nicht* die aktuellen oder potentiellen Spitzenkräfte. Bleibt die Frage, was es mit denen auf sich hat – nochzumal der Kontext des Qualitätssicherungs-Diskurses darin besteht, daß nichts Geringeres als ein neuer Jahrhunderttyp von Hochschulen (über Humboldt hinaus!) gefordert und versprochen wird. Wenn aber das strik-

te Qualitätsgebot in seiner Logik an den Peers und international ausgewiesenen Spitzenleuten vorbeigeht, die ohnehin in anderen Kategorien denken, nämlich in denen exzellenter Wissenschaftsfähigkeit, wenn es sich an das auftragsgebundene Personal wendet, welches Dienstleisterprojekte fertigt, die ganz normal in den Qualitätsstandards durch die Auftragslage festgelegt sind – wozu dann überhaupt der immense hochschulpolitische administrative und konzeptionelle Aufwand? Irgendwie bewegt sich das Ganze in Irritationen.

Wissenschaftstheoretisch stellt sich das Problem so dar: Mit dem externbestimmten Auftrags-, Anwendungs- und Dienstleisterkonzept wird gerade jener Prozeß nicht tangiert, wenn nicht sogar ausgeklammert, der den wissenschaftlichen Arbeitsprozeß zum Vorgang des autogenerativen, endogenen, innovativen Fortschreitens des wissenschaftlichen „Frontwissens“ macht, von dem alle Stufen des Anwendungs-Verwertungs Know-how ausgehen. Dieser Forschungstyp (lassen wir das komplizierte Paket außeracht, wie er sich in Lehre und Ausbildung umsetzt) wird im Krisen- und Reformdiskurs als „reine“ oder Grundlagenforschung klassifiziert, und es wird unterstellt, daß seine sublimen Anwendungsferne jene elfenbeinerne Traumlandschaft ist, in der sich das ehrgeizige Personal der Hochschulen gern ausschließlich bewegen möchte. Schimank und Winnes treffen sicher den Grundton des ganzen (neoliberal ausgerichteten) Diskurses, wenn sie argumentieren, das Beharren auf nur zwei präferenten Zielrichtungen – „primär“ *anwendungsferne Grundlagenforschung und Elitenbildung* – mache die Hochschulen zum Annehmen neuartiger Herausforderungen unfähig (Schimank/Winnes 2001, S. 236), dafür entspräche dies am besten der Interessenlage einer reformabstinenten Professorenschaft (ebenda, S. 318).

Der Ausgangspunkt dieser Irritation ist wissenschaftstheoretischer Art: die falsche, weil alternative Gegenüberstellung von „reiner“, elitärer, nichtanwendungsrelevanter Grundlagenforschung einerseits und anwendungsbezogene Auftragsforschung andererseits. Natürlich gibt es das beides auch in „reiner“ Form. Und es gibt anerkanntermaßen den Mischtyp, die anwendungsorientierte Grundlagenforschung. Und es gibt seit langem das Phänomen des „spin-off“: die „praktische“ gewerbewirtschaftliche oder marktwirtschaftliche Abzweigung von technischen u.a. Entwicklungen aus Forschungen oder Projekten ganz anderer, rein-elitärer (zuzeiten militärischer) Art.

Was die in den behördlichen Qualitätssicherungs-Initiativen mitlaufende Irritation sofort (theoretisch/konzeptual) aufhebt, wäre das Erkennen der in der gesamten Anwendungsforschung massenhaft enthaltenen naturwissenschaftlichen und anderen grundlagenwissenschaftlichen Fragestellungen, ihre Herauslösung und Konstituierung als Forschungssituation (s.o.) und als inventive und innovative Problemgenerierung, ihre Ausrichtung (oder Selektierung) auf forschungsstrategische oder einen gegebenen Wissenshorizont durchbrechende Prinziplösungen.

Es wird immer die „Anwendungsprojekt-folgt-auf-Anwendungsprojekt“ bezogenen universitären Forschungspraktiken geben, nur kann das nicht das Wesen und der Schwerpunkt universitärer Forschung sein (bzw. bleiben). Auf Grundlagen orientierte forschungsstrategische oder Prinziplösungen (naturwissenschaftliche, mathematisch-logische, systemtheoretische u.a.) stellen den entscheidenden qualitativen Erkenntnisfortschritt dar, der die Ausgangspunkte und „Forschungsfronten“ forschungsstrategischer Verzweigungen (Bifurkation von Problemlagen), multivalenter Nutzungen, das Finden hochgradig effizienter Effekte voranbringt und so die entscheidenden Voraussetzungen für Spitzenleistungen (und Spitzenleistungen in Folge) generiert. Dies alles aus einem manageriellen Qualitätssicherungspostulat abzuleiten bedeutet, die Pferde vom Schwanz her aufzuzäumen.

Neben anderen unerwünschten Wirkungen rückt das Qualitätssicherungs-Management (nicht das wissenschafts-immanente Streben nach Qualität) die Finalstufe des Wissenschaftsprozesses unangemessen in den Vordergrund des öffentlichen, besser, korporativen und behördlichen Interesses, während die intellektuellen, wissenschafts-logischen, soziokognitiven Voraussetzungen der genuinen Forschungsbefähigung, ihre Hervorbringung, soweit sie nicht einfach im Dunkeln bleiben, keine bevorzugte Förderung erfahren, sondern eher eine marktwirtschaftliche Disziplinierung, wenn nicht gar Abstrafung. Was u.a. auch die ohnehin ausgeprägt fraktalen Strukturen der Hochschul-Mitarbeiterschaft und des wissenschaftlichen Nachwuchses weiter deformiert, z.B. der Verbleib von nur vagen Chancen für den Professorennachwuchs (vgl. Gimmler 2002).

Wie sehr müssen sich doch – in der Wahrnehmung der Protagonisten des Qualitäts-Paradigmas und fast der gesamten Ministerialbürokratie – Wissenschaftler der erfolgsgewohnten Art, die in früheren Dezennien der deutschen Wissenschaft zur Weltgeltung verholfen haben, von den heuti-

gen eher tragen, einfallslosen, motivationsarmen Beschäftigten der Hochschulen unterscheiden, die man unter einer Art Qualitäts-Kuratel stellen muß, damit etwas Ordentliches zustande kommt. Man kommt auf die Idee, daß, was einst Heinrich Heine satirisch formulierte, zur seriösen ministerialbürokratischen Praxis des Qualitäts-Managements erhoben wurde: daß die (preußischen) Außerordentlichen Professoren solche sind, die nichts Ordentliches können, die Ordentlichen Professoren dagegen solche, die nichts Außerordentliches können...

Die tragende Achse der Qualitätssicherung per Evaluierung oder Akkreditierung ist überdies für maßgebliche Meinungsführer die *Kontrolle* der Wissenschaftler. Der s. zt. Geschäftsführende Direktor des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung in Kassel (heute: Leiter der Evaluationsstelle der Universität Zürich), Hans-Dieter Daniel, veröffentlichte folgende in der Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ganz unglaublichen Sätze: "Die Implementation und Überwachung von Folgeaktivitäten (zur Evaluation. H.M.) ist besonders wichtig (...). Ganz entscheidend für *die Zukunft der Forschungsevaluation* (!) wird es sein, ob es gelingen wird, Evaluationen nicht nur methodisch adäquat durchzuführen, sondern auch wirkungsvoll umzusetzen. Dies ist von weitaus größerer Bedeutung als das akribische Bemühen um technisch saubere Indikatorensysteme und als eine immer weitergehende Verfeinerung der Meßmethoden" (Daniel 2001, S. IV). Faust zu Mephisto: Wir werden erst die Reise machen müssen. Mephisto: Ach was, bezeuget ohne viel zu wissen.

Die theoretische Grundlegung der Hochschulforschung und aller ihrer systemischen Verflechtungen kann, worauf wir hier insistieren, nur eine wissenschaftstheoretische sein, die Formierung der Wissenschaft als Objekt wissenschaftlicher Analysen, wie immer man Wissenschaftstheorie als Disziplin oder als Paradigma zu konzipieren gedenkt. Und diese ist eine Herangehensweise, die mit dem Arbeitsprozeß der realen Akteure von Forschung und Lehre beginnt, seine internen und externen Vernetzungen ausleuchtet, um Innovativität und Inventionsfähigkeit der Forschung zu erhalten und irreversibel zu steigern, um schließlich in eine Gesamtdarstellung von Wissenschaft als System der Gesellschaft und Gesellschaft als eine (heute, im Zustand der Moderne) von Wissenschaft essentiell bestimmte systemische Ordnung einzumünden.

Literatur

- Bonitz, Manfred (1996): Robert K. Merton und die Wissenschaftsmetrie, in: Meyer, Hansgünter (Hrsg.): 25 Jahre Wissenschaftsforschung in Ostberlin. Schriftenreihe des WiSoS e.V. Berlin, Band 10, Berlin, S. 36 ff
- Candolle, Alphonse de (1911, original 1873): Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten, hrsg. von Wilhelm Ostwald. Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig
- Daniel, Hans-Dieter (2001): Evaluation von Forschung, in: DUZ, Beilage DUZ-extra, 18/2001, S. I-IV
- Gimmler, Antje (2002): Verheerend. In: Der Unmut überwiegt. Kritik am neuen HRG, in: Erziehung und Wissenschaft, Heft 5/2002, S. 27
- Horstkotte, Hermann (2001): Zukunft der Hochschulen verheißt Warentest, in: DUZ, 22/2001, S. 14-15
- Humboldt, Wilhelm v. (1993, original 1810): Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: Humboldt, Wilhelm v. 1993: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen. Cotta'sche Buchhandlung Stuttgart. S. 255-266
- Kehm, Barbara M. (2001): Grenzen der Evaluation von Qualität im Hochschulbereich. 18 Thesen. In: Olbertz, Jan-Hendrik/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (2001): Qualität von Bildung – Vier Perspektiven. Arbeitsberichte 2/01, Institut für Hochschulforschung HoF, Wittenberg, S. 79-83
- Kröber, Günter/Krüger Hans-Peter (Hrsg.) (1987): Wissenschaft – das Problem ihrer Entwicklung. Band I und II. Akademie-Verlag Berlin
- ders. (Hrsg.) (1987): Grundlagen der Wissenschaftsforschung. Akademie-Verlag Berlin
- Laudel, Grit/Gläser, Jochen (1999): Konzepte und empirische Befunde zur Interdisziplinarität, in: Umstätter, Walther/Wessel, Karl-Friedrich (Hrsg.) (1999): Interdisziplinarität – Herausforderung an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Kleine Verlag Bielefeld, S. 19-36
- Lotka, Alfred J. (1926): The Frequency Distribution of Scientific Productivity. In: Journal of Washington Academy of Science, Vol. 16, S. 317 ff
- Merton, Robert K. (1968): The Matthew Effect in Science: the Reward and Communication System, in: Science, Nr. 159, (3810) S. 55-63. Vgl. auch Bonitz 1996
- Meyer, Hansgünter (1986): Zur Strategie westlicher Länder bei der Sicherung personeller Ressourcen für wissenschaftliche Spitzenleistungen, in: Wissenschaftlich-technische Revolution – Wissenschaftspotentialentwicklung im Imperialismus., Kolloquien / Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft, Band 54, Berlin, S. 29-48
- ders. (1995): Die Paradoxien der Hochschulforschung und das Neugestaltungssyndrom. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung WZB-Paper P 95 - 401
- ders. (Hrsg.) (1996): 25 Jahre Wissenschaftsforschung in Ostberlin. Reden eines Kolloquiums, Schriftenreihe des WiSoS e.V., Band 10, Berlin
- Mittelstraß, Jürgen (1994): Wissenschaftstheoretische Bemerkungen zum Forschungsbegriff und zur Forschungsorganisation. In: Von der Hypothese zum Produkt. Dokumentation eines wissenschaftspolitischen Gesprächs des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft in Essen, Villa Hügel, 30. November 1994. Essen, S. 18-24

- ders. (2001): Krise des Wissens? Über Erosionen des Wissens- und Forschungsbegriffs, Wissen als Ware. Vortrag auf dem Leibniztag der Leibniz-Sozietät e.V. Berlin am 27. Juni 2001 in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät
- Parthey, Heinrich (1987): Wissenschaftliche Leistungsfähigkeit von Forschern im Zusammenhang mit Publikationsraten, Forschungsalter und Forschungssituation. In: Meyer, Hansgünter (Hrsg.) (1987): Struktur und Dynamik des Kaderpotentials in der Wissenschaft. Teil VIII. Studien und Forschungsberichte / ITW. Heft 24. Akademie der Wissenschaften der DDR Berlin, S. 97-121
- Erstveröffentlichung: Parthey, Heinrich (1981): Problemsituation und Forschungssituation in der Entwicklung der Wissenschaft. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Vol. 29, Heft 2, S. 172 ff
- Pellert, Ada (2001): Zur Managementfähigkeit von Hochschulen. In: Auf dem Weg zum Qualitätsmanagement / HRK. Beiträge zur Hochschulpolitik, Heft 14/2001, Bonn, S. 23-32
- Schimank, Uwe / Winnes, Markus (2001): Jenseits von Humboldt? Muster und Entwicklungspfade des Verhältnisses von Forschung und Lehre in verschiedenen europäischen Hochschulsystemen, in: Stölting, Erhard/Schimank, Uwe (Hrsg.) (2001): Die Krise der Universitäten. Westdeutscher Verlag Wiesbaden, S. 295-325
- Schorr, A. E. (1975): Lotka's law and the history of legal medicine. Research in Librarianship, Vol. 30, S. 205-209
- Solla Price, Derek John de (1965): The Scientific Foundations of Science Policy. In: nature, No. 4981, Vol. 17, S. 234
- ders. (1974): Little Science, Big Science. Suhrkamp, Frankfurt/Main
- ders. (1976): A general theory of bibliometric and other cumulative advantage processes. In: JASIS, Vol. 27, S. 292-306
- Stifterverband für die deutsche Wissenschaft (Hrsg.) (1982): Förderung wissenschaftlicher Spitzenleistungen. Dokumentation eines wissenschaftspolitischen Gesprächs Villa Hügel 29.9.1981. Essen
- Stölting, Erhard (2001): Permanenz und Veränderung von Strukturkrisen: Institutionelle Darstellungsprobleme, in: Stölting, Erhard / Schimank, Uwe (Hrsg.) (2001): Die Krise der Universitäten. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 27-43
- Wild, Wolfgang (1982) Einleitungsvortrag. In: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hrsg.): Förderung wissenschaftlicher Spitzenleistungen. Dokumentation eines wissenschaftspolitischen Gesprächs Villa Hügel 29.9.1981; Essen
- ders. in: WWP (1981): Nichtmaterielle Forschungsvoraussetzungen. In: Wissenschaft, Wirtschaft, Politik (WWP), Vol. 11, Heft 19/1981, S. 3-6